

CHRISTIAN ILLIES

Darwin lupft die Decke

Menschliche Sexualität aus Sicht der Evolutionsbiologie

Was vor rund 380 Millionen Jahren begonnen hat, hält uns heute noch auf Trapp. Manche mehr, andere weniger, vor allem Jugendliche, mehr im Mai als im November – aber es durchzieht als Grundspannung unser aller Leben: Das erotische Hingezogen-sein zum anderen Geschlecht, das in der Sexualität seinen höchsten Ausdruck findet.

Dass es überhaupt zwei Geschlechter gibt, ist eine uralte Geschichte, denn Zweigeschlechtlichkeit hat evolutionär Vorteile: Die geschlechtliche Fortpflanzung sorgt für eine Mischung des Erbguts und erzeugt damit mehr Variationen, bei denen die natürliche Auslese dann erfolgreicher ansetzen kann. Und sie vermindert genetische Schwächen – wer von zwei Elterntieren seine Gene bekommt, hat größere Aussichten, jeweils wenigstens ein gesundes Gen zu haben. Deswegen hat sich

die geschlechtliche Fortpflanzung, sobald sie vor Urzeiten auftrat, bei vielen Pflanzen und fast allen Tieren durchgesetzt.

Die Evolution brachte mannigfaltige Mechanismen der Fortpflanzung hervor, und vor rund 380 Millionen Jahren war es dann soweit: erstmals tauchte eine Befruchtung im Mutterleib auf, die der unseren entspricht. Das weiß man erst seit Kurzem; vor einigen Monaten wurde in Nature berichtet, daß man bei Versteinerungen der fischähnlichen Plattenhäuter Embryonen im Leib von Weibchen gefunden hat. Und die eigentümlichen Flossen im Beckenbereich der Männchen deutet man als einen urtümlichen Penis. Das war ein evolutionärer Geniestreich, denn findet die Befruchtung und Reifung des Nachwuchses im Mutterleib statt, ist die Brut wesentlich besser geschützt. Von den Plattenhäutern dürfte diese

Form der Sexualität dann in einer langen Entwicklungsgeschichte an Knorpelfische, Knochenfische, Amphibien, Reptilien, Vögel und schließlich die Säugetiere – und damit uns - weitergegeben worden sein.

Das ist eine glibbrig-feuchte Vorgeschichte menschlicher Sexualität und man mag sich wundern, warum wir uns heute immer noch so gerne wie Plathäuter benehmen. Aber die Evolutionsbiologie kennt die Gründe: Es haben sich in der Evolution auch Anlagen für eine entsprechende Motivation entwickelt, die dafür sorgen, daß der Mensch auch sexuell aktiv werden *will*. (Freud meinte sogar, daß wir nichts anderes wollen und sich aus dem erotischen Streben unser ganzes Verhalten, Denken und die Kultur erklären lasse...)

Leider wollen Männer und Frauen nicht immer das Gleiche. Die Evolutionstheorie geht jedenfalls davon aus, daß für Männer und Frauen zwei unterschiedliche „Fortpflanzungsstrategien“ evolutionär sinnvoll gewesen seien - und sich entsprechend unterschiedliche Antriebe bei Mann und Frau entwickelt hätten. Hinter all dem steht die Logik einer evolutionären Verhaltensklärung, nach der sich diejenige Anlage durchsetzt, die das Individuum dazu bringt,

möglichst viele Nachfahren zu erzeugen. Da nun aber Männer wegen ihrer großen Samenzahl fast unbegrenzt viele Frauen schwängern könnten, habe sich bei ihnen eine Tendenz zum rastlosen Suchen nach immer neuen sexuellen Kontakten entwickelt. Frauen dagegen vermögen nur eine begrenzte Anzahl von Kindern auszutragen und aufzuziehen. Für sie ist es unerheblich, ob sie mit einem oder hundert Männern verkehrt – mehr als schwanger werden kann sie nicht. Deshalb ist sie von Natur aus besonders darauf erpicht, einen verlässlichen Partner zu suchen, der ihr bei der Aufzucht des Kindes hilft. Deswegen haben Mächtige und Reiche diese unwiderstehliche Anziehungskraft auf Frauen, sagt die Evolutionstheorie. Eine Studie von Daniel Nettle von der University of Newcastle hat gezeigt, daß die sexuelle Lust von Frauen mit dem Einkommen ihres Partners steigt. Warum? Macht und Geld signalisieren die Fähigkeit, sich um die Kinder zu kümmern und diese zu schützen. Und solche Männer werden von Frauen gesucht.

Wie steuert aber die Natur unser Wollen, Fühlen und Handeln? Vor allem mit unscheinbaren aber wirkmächtigen Substanzen, die in unserem Blut zirkulieren – den

Hormonen. Diese lassen nicht nur in der Pubertät die Geschlechtsorgane und die sekundären Geschlechtsmerkmale (etwa Darwins Bart) reifen, steuern bei Frauen fruchtbare und unfruchtbare Tage und führen zum Milchfluß nach der Geburt eines Kindes. Sie beeinflussen auch unser Gefühle und Sehnsüchte und damit das Verhalten. Das Auf und Ab der Stimmung während der weiblichen Periode ist ein Beispiel, aber auch erotische Frühlingswallungen oder die allgemein höhere Aggressionsbereitschaft von Männern – siebenmal mehr Testosteron durchschwemmt die Armen (die rund 10 mal häufiger morden als Frauen). Zum Glück gibt es daneben auch das als „Freundschafts- und Zärtlichkeitshormon“ beschriebene Oxytocin, dessen Ausschüttung im Hypothalamus, einem Gehirnteil, durch Berührungen und Zärtlichkeiten stimuliert wird. Es soll, so die Neurobiologie, die Sympathie für anderen Personen und das Vertrauen in sie erhöhen.

Der Einfluß der Hormone scheint ebenso vielfältig wie subtil, und die Biologie hat in den letzten Jahren eine Fülle wundersamer Beobachtungen gemacht. So wurde entdeckt, daß ein bestimmtes Gen (AVPR1A), das mit dem Hor-

mon Vassopressin in Beziehung steht, bei Präriewühlmäusemännchen die monogame Bindung an die Mäusin befördert. Hasse Walum vom Karolinska-Institut in Stockholm untersuchte diese Gen nun beim Menschen und stellte fest, wie Mensch und Maus sich ähneln: Jene 40 % der Männer, die eine bestimmte Form des Gens haben (Allel 334), waren häufiger ledig bzw. fühlten sich schwächer an ihre Partnerinnen gebunden, die dann auch mit der Beziehung weniger zufrieden waren als die glücklicheren Partnerinnen von Trägern anderer Allele.

Und auch ob uns jemand überhaupt attraktiv erscheint, soll hormonell (mit)bestimmt werden. Ein besondere Trick ist hier ein Austausch von Botenstoffen zwischen Mann und Frau: Pheromone sind chemische Substanzen, die Signale zwischen den Geschlechtern vermitteln und Reaktionen auslösen, etwa die Partnerwahl steuern. So können Männer riechen, wann eine Frau ihre fruchtbaren Tage hat, weil sie dann über den Schweiß besondere Pheromone abgibt – diese bewirken, dass sie gerade dann den Männern besonders begehrenswert erscheint. Jedenfalls wurde in den Nachtclubs von Albuquerque in New Mexiko festgestellt, daß

das Trinkgeld von Stripperinnen mit dem monatlichen Zyklus steht und fällt: An fruchtbaren Tagen erhielten die sich ausziehenden Damen von offensichtlich besonders angezogenen Männern im Schnitt 335 Dollar, an den unfruchtbaren Tagen nur 165 Dollar. Aber vorsicht, Pheromone lauern überall – angeblich soll der Aromastoff Decanal im Orangensaft wie ein Pheromon wirken und sexuelles Verlangen steigern.

Das klingt natürlich sehr ernüchternd. Der Mensch, der alte Plattenhüter, ist Opfer seiner Natur. Der Mann gleicht einer fellosen Präriewühlmaus, von der Natur rastlos von Weib zu Weibe getrieben - und die armen Frauen leiden unter dieser Natur der Männer, die ihnen zu wenig Oxytocin-schübe vermitteln. Müssen wir uns nicht als Marionetten unserer Gene verstehen? Sind nicht alle mahnend erhobenen Zeigefinger sinnlos?

Zum Glück nicht. Der Finger darf oben bleiben – und vor allem sollten wir mit ihm an die eigene Brust und den Kopf tippen. Denn dort entscheidet sich letztlich, was wir tun. Die Natur macht nur „Vorschläge“, wie der Evolutionsbiologe Hubert Markl es auf den Punkt bringt, sie zwingt uns nicht. Der Mensch hat viele Anlagen, die ihn

herausfordern, aber nicht für ihn entscheiden. Man denke an die große Trägheit, die uns das morgendliche Aufstehen manchmal sauer werden läßt – die wir aber dennoch überkommen können. Oder die Lust, noch ein Bier zu trinken, obgleich wir später Autofahren wollen. Hier wie gegenüber dem anderen Geschlecht mögen wir manches mal „natürliche“, drängende Neigungen verspüren, aber es liegt an uns, was wir tun. Sich gegen sie zu entscheiden ist oft nicht leicht, aber immer möglich.

Die Evolutionsbiologie taugt also nicht dazu, unser Fehlverhalten zu entschuldigen. Und sie zeigt uns deswegen keinen ganz neuen Menschen: Dass da ein „alter Adam“ in uns weiterlebt, dessen Beherrschung für uns eine stete Aufgabe bleibt, wußte die christliche Theologie schon von jeher.

Aber doch ist viel von der Evolutionsbiologie zu lernen. Je besser wir wissen, wie und wo genau in uns präriewühlmäuseartige Anlagen drücken, desto besser können wir uns dafür wappnen, mit ihnen umzugehen. Genaue Kenntnis der menschlichen Natur ist daher der erste Schritt der Selbstbeherrschung. Und der zweite vielleicht Humor: Es hat auch etwas sehr

Komisches, in sich wieder einmal die alte Wühlmaus herumkriechen zu spüren, die so tut, also sei sie unser eigentliches ich. Lernen wir zu lachen über uns und manche Impulse, die uns angesichts eines straff gespannten T-Shirts oder eines imposanten Geldbeu-

tels überkommen mögen. Und der dritte Schritt wäre die Klugheit, zum Beispiel Situationen zu vermeiden, in denen die Mäuse in uns allzu mächtig uns bedrängen. Überlisten wir sie am besten – Orangensaft sollte man eben nur mit der eigenen Frau trinken ...

Zuerst erschienen in: forum 11/2009, S. 4f.

Prof. Dr. Christian Illies ist Professor für Philosophie an der Universität Bamberg. Nach seinem Abschluss als Diplom-Biologe an der Universität Konstanz promovierte er in Oxford in Philosophie und habilitierte in Aachen.

